

40]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Germaine fühlte sich veranlaßt, ihren Ausfällen gegen Cachaprés Einhalt zu gebieten. Es hieß im Gegenteil vorsichtig sein und ihn nichts von ihren Absichten merken lassen; sie solle ihm nur sagen, daß ihre Leute sie scharf beobachteten, und hoffentlich würde die Furcht vor einem öffentlichen Skandal sein wildes Herz allmählich zur Ruhe bringen.

„Sehr fein, sehr fein! Das machst Du schlau,“ rief die Alte mit meckerndem Lachen. „Der Zucker ist nicht für die Fliegen da!“

Sie entfernte sich mit gefülltem Korbe, Danksgaben auf den Lippen. Noch lange, nachdem sie die Schwelle verlassen hatte, war ihre schleppende, näselnde Stimme zu vernehmen. Germaine sah ihrer im flimmernden Sonnenlichte dahinhinziehenden Gestalt solange nach, bis sie in der Entfernung hinter den wogenden Feldern verschwand. Da atmete sie befreit auf. Ihr war, als sei mit der geschwägigen, schlauen Alten ein schweres Unheil vom Hofe gewichen.

Die Cougnole begab sich in den Wald. Mit einem Ruck schnellten ihre eben noch schleppenden, verkrümmten Beine wie ein paar elastischer Federn empor, und sie trabte nun hurtig, mit großen Schritten, über den steinigten Boden, ohne ihren Stock zu gebrauchen. Verschlungene Pfade kreuzten sich, kletterten an steilen Hängen hinan, oder liefen über kleine Hügel und durch das üppige Grün tiefer Schluchten. Die Zufälligkeiten des Weges waren für sie kein Hindernis; gewandt ging sie über Stock und Stein, kletterte an steilen Hügeln hinan, kletterte über Abhänge hinab oder watete durch die Bette ausgetrockneter Bächelein. Bald gingen die Waldbestände in eine Richtung über, die sich über eine weite Fläche erstreckte. Hier brannte die Sonne wie ein Hochofen, und die dünnen Würzelchen krachten unter ihren Sohlen. Die tiefe Stille des schlafrigen Waldes wurde nur durch das Summen großer Fliegen gestört. Unbeweglich ragten die Sträucher in den glühenden Mittag empor, der sie unbarmherzig verjagte und in das Erdreich rings um sie her tiefe Spalten riß. Vom Lichte geblendet, zog die Alte ihr Kopftuch über die Augen und zerteilte, mit beiden Armen rudierend, das Gestrüpp.

Der Bursche, der im Schatten einer einzelnen Eiche lag, steckte, als er sie nahen hörte, seinen Kopf durchs Gebüsch und kroch auf allen Vieren hervor. Vor ihr angelangt, richtete er sich empor. In der Einsamkeit hatte Cachaprés wieder seine stolze Gestalt und sein hoherhobenes Haupt.

„Hör' zu, Bursch,“ rief sie, indem sie sich auf die Erde fallen ließ, „ich bin ganz aufgelöst vor Hitze. Der Herr erbarm' sich meiner Knochen!“

Ungeduldig stampfte er auf:

„Red', hast Du sie gesehen?“

Sie nickte bestätigend und rang wie ein Ersticker mit weit geöffnetem Munde nach Atem.

„Barmherziger Himmel, soll man sich wehtun, um anderen Leuten gefällig zu sein? Ach! Uff! Und was hab' ich davon? Nichts!“

Er nahm eine Handvoll Münzen aus der Tasche.

„Da, Mutter! Hier ist Geld!“

Blöcklich ermuntert, ließ sie flink die Sous in ihrem Korbe verschwinden.

„Wenn's so ist, dann bekommt man wieder Mut! Na ja, also ich hab' sie gesehen. Sie ist nicht krank, die arme Kleine, aber viel besser geht's ihr auch nicht. Sie weint sich die Augen nach ihrem Liebsten aus. Ein Jammer!“

Das Gesicht des Burschen erheiterte sich.

„Was sagst Du? Sie weint?“

„Sie ist sehr zu bedauern. Der Schuft, der Vater, schlägt sie windelweich, nur wegen Dir, Du Schlingel!“

Er hatte eine weiche Regung.

„Mein armer Schak!“

Sie erzählte ihm vom Groll der Brüder, von der Ueberwachung, der sie ständig ausgesetzt sei, von ihrem traurigen Leben. Er lächelte selig, mit strahlenden Augen; er sah und

hörte nichts anderes, als daß sie für ihn litt, und fragte immer wieder:

„So ist's? Also so ist's?“

Sie nickte.

„Ach ja. Ich hab' ihr alles gesagt, was ich wollte. Der arme, liebe Bursch, hab' ich gesagt, ist abgemagert und abgezehrt wie ein ausgehungertes Wolf.“

„Oho!“

„Seine Augen sind wie zwei Brunnen.“

„Gut gesagt, Alte!“

„Er wird sich ein Leid antun.“

„Sehr wahr! Lieber von den Würmern zerfressen werden, als ohne Germaine leben!“

„Du hättest sie sehen sollen! Sie schrie und weinte wie ein kleines Kind. Sie wäre gekommen, wenn's gegangen wäre, aber sie konnte nicht. „Es ist aus mit unseren schönen Zusammenkünften!“ hat sie gesagt. Aber, entgegnete ich, wenn's doch nur für ein kurzes Augenblickchen wäre — dabei ist doch nichts Böses! — „Ach ja,“ seufzte sie, „wenn ich noch lange ohne meinen Liebsten weiterleben müßt', wollt' ich lieber gar nicht mehr leben!“

Er lauschte, wie trunken an ihren Lippen hängend, als kündeten ihm diese das reinste Glück. Seine Brust arbeitete heftig, er hätte lachen, schreien, sich auf dem Boden wälzen mögen.

Meine Geliebte! Mein lieber, süßer Schak!“ stammelte er.

Mit weit aufgerissenen Augen stand er unter der glühenden Mittagssonne und vermeinte zu träumen.

„Adieu, Bursche,“ sagte die Alte. „Ach werd' den lieben Gott für Euch bitten. Mein Magen ist trocken wie ein Ofenrohr. Hättest Du nicht ein Herz von Stein, dann würdest Du noch einen Zünfer dazulegen, daß ich unterwegs ein Bier trinken könnt'!“

Zubelnd leerte er seine Taschen in ihren Korb.

„Nimm alles, was ich hab'. Ich bin so reich auch ohne das!“

Sie verließ ihn, machte einige hundert Schritte und schrie ihm dann, vom Gebüsch schon halb verdeckt, noch zurück, daß er während der zwei nächsten Wochen bei Germaine nichts versuchen solle. Inzueinem dachte sich die Arglistige, daß sich bis dahin noch manches ändern könne.

33.

Er warf sich ins Gras und vergrub das Gesicht in den Händen, wie betäubt vor Freude. Noch immer schwelgte er in den wonnigen Erinnerungen, die ihm die Worte der Cougnole hervorgezaubert hatten. Sie schmeichelten ihm wie süße Musik; ihm war wie einem Berauschten zumute, der sich vergebens bemüht, die Wirklichkeit der Dinge zu erfassen. Sein Blut kochte, ein geheimer Aufruhr tobte in ihm, der ihn köstlich zerrührte; und allein in dem verdorrten Gestrüpp, ohne eine Menschenseele, der er sein Glück mitteilen konnte, brach er in stille Tränen aus.

Um ihn herum schien die Erde unter der vernichtenden Last des glühenden Tages Ähnliches zu leiden wie er. Die Sonne dörrte die reglosen Stauden; die Aeste, von dem grellen Sonnenbrande ganz schwarz, streckten wie in verzweifelter Todesqual ihre Arme aus. Es war, als ob ein mörderischer Zauberbann unter der Rinde der Erde alle Lebensäfte lähmte.

Das Gefühl, mit dem er an Germaine hina, glich der durch nichts einzudämmenden Brunst des vernunftlosen Tieres. Er liebte sie, wie das Männchen das Weibchen liebt, er trug sie in seinem tiefinnersten „Ach“, nach ihrer Umarmung dürstend und durch jede neue Berührung in einen unstillbaren Brand versetzt. Und jetzt war sie ihm wieder geschenkt, nach einer Trennung, die ihm wie das Ende alles Lebens erschien! Es war also nicht wahr, daß sie aufhören wollte, fortan seine Freude, seine Wollust zu sein! Nicht wahr, daß alles zusammengebrochen sei! Die törichtesten Gedanken arbeiteten in seinem Hirn. Er erwog, durch den Wald nach dem Nachthof zu laufen, bei ihr einzudringen und sie mit Gewalt den feindlichen Brüdern zu entreißen. Wenn er aber unterwegs erkannt würde? Ach was! Er würde sich

verkleiden, sein Gesicht kahl scheren, seine Gestalt verkümmern, verbiegen, wie ein alter Bettler des Weges ziehen. — Unsinn! Er müßte etwas anderes ausdenken!

Sie sehen! Das war das Wichtigste! Allmählich dümmerte eine Idee in ihm auf, die sich seiner schließlich mit fieberhafter Ungeduld bemächtigte. Bald vermochte er nichts anderes mehr zu denken; es war wie eine wütende Gier, die ihn verzehrte. Er krümmte sich auf der Erde wie ein verendendes Tier, hieb mit der geballten Faust auf den Boden, den zaudernden Tag, der kein Ende nehmen wollte, und die strahlende Pracht der Sonne verwünschend. Sein Vorhaben bedurfte der Nacht; er zählte die Stunden wie ein Mörder, der zu seinem verbrecherischen Anschlag die Dunkelheit braucht. All seine Festigkeit gelangte vor diesem Eiaensinn des träge schwindenden Tageslichtes wieder zum Ausbruche. Er haderte mit dem lieben Gott, daß er die Dämmerung nur so zögernd nahen ließ.

Endlich, endlich kam der Abend.

Die Sonne verschwand in dem schweren Gewölk wie erlöschende Kohlengluten. Ueber die Weiten des Waldes ergoß sich ein milder Frieden. Er hörte es im Laube rascheln; in Busch und Strauch regte sich gedämpftes Leben: wie aus einem Starrkrampf erwachte allmählich die Erde in einem Bette von Tau.

Kriechend drang er unter den Schattten vor. Er hatte sein Gewehr bei sich; jeder Baumstamm konnte einen Feind verbergen, jeder Ast sich in einen menschlichen Arm verwandeln. Und behutsam lauschend schlich er vorwärts, gegen alle hinterlistigen Ueberfälle gewappnet. Die violetten Dünste des Abends lösten sich mählich im blauenden Mondenlichte. Ueber die Pfade ergoß sich ein Strom matter Selligkeit, die Bäume in ihren schimmernden Wellen badend. Hier und da lichtete sich der dicke Forst; da und dort zitterte ein phosphoreszierender Glanz im Gewirre der Blätter. Und eine abendliche Milde erquickte die Erde, die den ganzen Tag unter der mörderischen Geißel der Sonnengluten geschmächtet hatte.

Für ihn war diese klare Nacht ein Verhängnis. Veräterlich hoben sich die braunen Gestalten der flüchtigen Gäschen von dem weiflichen Nichtschimmer ab. Ueberall sah er sich's von Köffeln, Spiegeln und Läusen regen; so mußte auch er fürchten, bemerkt zu werden. Und er verschärfte seine Wachsamkeit und Vorsicht, um sich vor Entdeckung zu schützen. Uebrigens deutete nichts in der Nacht auf die Wachsamkeit der Menschen. Ein kaum wahrnehmbares Raunen wob um den Wald, das bald wie ein Hauch erstarb. Viehlosend streichelte der Wind die Blätter; die einzigen Laute, die er vernahm, waren das Knistern des trockenen Bodens unter seinen flüchtigen Sohlen und das verworrene Getümmel der Tiere im Dickicht.

Er erreichte den Saum des Waldes.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Anzug.

Von Eduard Rabos.

Adam Abramovics blieb wie angenagelt zwischen den Kesseln stehen. Seine stehenden Augen starrten den Stöpsel (so nannte man Christof Weber in der Fabrik) an und wollten von dem häßlichen Keinen Gesicht ablesen, ob diese sonderbare Nachricht keine Fortsetzung habe. Doch der Stöpsel schwieg, deutete nur stumm an, er wisse weder mehr noch weniger, nur eben soviel, daß der junge Drugeth eine Rede gehalten habe, dann plötzlich stockte, wunderliches Zeug zusammenschwätzte und lachend, wie es einem großen Herrn geziemt, verrückt wurde. Der alte kaiserliche Rat ließ sich auch schon in die Stadt fahren und im Kastell spricht man, er werde seinen Sohn ins Ausland führen, geradewegs zu einem berühmten Professor.

Der alte Brennerleiter brach plötzlich in Lachen aus und setzte sich, als könne er sich nicht beherrschen, auf die Erde.

Der Stöpsel ermahnte ihn gelassen:

„Im Kastell wird man auf Dich böse sein, wenn Du nicht hinaufkommst. Der Direktor, der Buchhalter, der Inspektor sind schon alle dort und hören ehrerbietig zu, wie die alte Mutter jammert.“

Abramovics hob den Kopf:

„Sie jammerst?“

„Sie raust sich die Haare!“

„Glaub' ihr nicht, die Haare sind falsch.“

Abramovics sprang auf und umarmte den Stöpsel, der in den mächtigen Armen des hünenhaftesten Mannes ganz verschwand.

„Junge, die Reichen haben doch in allem Glück. Wenn sie schon etwas verlieren müssen, verlieren sie doch nur den Verstand.“

Dann ging er noch in den Kühlraum hinunter, schaute in die schmutzigen knarrenden Bottiche, sagte dem Maschinisten und den Heizern ein paar Worte, schrieb zu Stöpsel empor, er möge alle Viertelstunden in der Fabrik Umschau halten und ging mit langsamen Schritten auf die Gasse. Es kam ihm vor, als höre man vom Kastell her weinende, klagende Stimmen, die Knechte und Mägde hasteten ungewöhnlich und die ganze Ebene schien sich zu bewegen, zu flüstern, zu wehklagen. Abramovics schaute zufrieden zum Himmel empor, der ganz alltägliche Wärme und Licht herabströmen ließ und gar keine Miene machte, sich zu verbüstern, weil ein junges, hoffärtiges Herrlein zufällig verrückt geworden war.

Er fühlte ungewöhnliche Zufriedenheit, dachte so ungefähr, daß der launenhafte Geist, welcher sein Verstedenspiel hinter den Wolken mit ziemlicher Beharrlichkeit treibt, manchmal doch etwas den armen Menschen zuliebe tue. So ungefähr alle tausend Jahre verliert er die Geduld und sitzt dann ziemlich gerecht zu Gerichte. Abramovics gestand sich, daß ihm sein Haß verschiedene törichte und brutale Strafen für den jungen Georg Drugeth zugestüstert hätte, doch wäre es ihm niemals möglich gewesen, ihn nicht einmal anzurühren und ihm dennoch aus dem Kopf das hübsche Verstand zu nehmen, welches sich übrigens dort drin fühlen mußte, wie Urbater Adam in der großen Leere. Eigentlich — empfand Adam Abramovics — hat sich nichts geändert. Georg Drugeth wird sich dessen, was er tut, etwas weniger bewußt sein, doch war er sich dessen auch früher nicht übermäßig bewußt. Und jetzt, wo Abramovics seinen jungen Herrn unschädlich mußte, zürnte er ihm wunderlicher Weise nicht einmal, ja, er hätte sogar lachend geduldet, daß Georg Drugeth im Zimmer, wo er, Abramovics, schlief, mit der Feuerspritze eine Ueberschwemmung improvisierte.

Grausam lachte er:

„Mein sauberes Herrchen, Sie waren schon damals ein Narr, als Sie meine kranke Frau für eine Rieselmaus ansahen und so wunderbar aus dem Zimmer hinausschwemmen.“

Er warf einen bunten Rieselstein in die Luft und fing ihn auf:

„Ja, mein Lieber, auch ein anderer hat edle Passionen. Schau'n Sie, wie schön und lieb nun dieser Jemand die kleine Rieselmaus hinaustränkte, die in ihrem schönen Kopf Mutwillen trieb . . .“

Solange der kaiserliche Rat in Döbling weilte und es nicht gewiß war, daß Georg Drugeth wirklich verrückt sei, fiel Adam Abramovics oft in Zorn und wilden Haß zurück. Er atmete nur dann ein wenig auf, wenn er sah, daß die alte Frau Drugeth vor Kummer ebenso dahin weifte, wie einst seine Frau. Er wagte nicht, dies offen zu zeigen, ergötzte sich jedoch heimlich daran, denn er besaß die Freiheit aller für ihr Drot fürchtenden, bezahlten Leute und genoß schon im vorhinein den Moment, wo auch vor dem Kastell ein Reichenwagen stehen wird. Der kleine Stöpsel, die einzige Seele, zu der sich Adam Abramovics seit dem Tode seiner Frau wirklich hingezogen fühlte, sah in die Seele des hassenden Hercules und hörte ohne Lachen, vielmehr voll Grauen die rohen Witze an, mit denen sich der wilde Alte dafür entschädigte, daß er seine Zufriedenheit verbergen mußte. Nur einmal wurde der Stöpsel böse, als Abramovics lachend erzählte, auch im Himmel sei schon der Achttundentag eingeführt und es geschah, daß die Engel Heiterabend läuteten, als sich der Schöpfer gerade mit Georg Drugeth abmühte und ihn schon fast fertig hatte — es fehlte nur noch der Verstand. Am anderen Tage vergaß der Schöpfer dieses kleine Versäumnis nachzuholen, Drugeth jedoch konnte ihn nicht aufmerksam machen, denn es fehlte ihm eben der Verstand.

Abramovics lachte, Stöpsel aber bemerkte erregt, es ziemte sich nicht, einen Unglücklichen so grausam zu verhöhnen. Abramovics blickte eine Minute lang zornig auf den Wurschen, setzte dann aber lachend fort:

„Du hast recht, insbesondere wenn Du bestimmt weißt, daß er unglücklich ist . . .“

Desters ließ er auch das Höhnen und dann folgte ihm Stöpsel, von einem besonderen Instinkt getrieben, immer auf der Spur. Der verkrüppelte Wursche hatte sich in den Kopf gesetzt, er werde den wilden Brennerleiter anders machen. Er trachtete, auf ihn mit seinen sanften Gefühlen, seinem kindlichen Gemüt einzuwirken und es war ihm eine große Freude, wenn Adam Abramovics manchmal selbst bot, sie mögen nicht schlafen gehen, sondern sich auf einen Strohschuber lagern und die Nacht durchwachen. Der schwarze Himmels der Sommernacht wölbte sich über ihnen, milde Augustwinde wehten und Abramovics lauschte mit geschlossenen Lidern auf Stöpsels gefühlvolle Rede. Mit ungewöhnlicher Wärme, als erfahre er in solchen Nächten zum ersten Male, daß der verkrüppelte Wursche allein in der Welt stehe, betrachtet er den jungen Menschen und eiferte ihn, wenn er manchmal verstummte, zum Sprechen an. Manchmal begann er mit wachen Augen zu träumen und dachte, während Stöpsel erzählte, daran, daß aus manchem Menschen etwas fehle und ihm das gütige Schicksal dann jemand gibt, dem eben das eignet, was ihm fehlt. Und dann richtete sich Abramovics plötzlich auf und zog Christof Weber in die Arme.

Es gab schon Tage, wo Abramovics am Kastell vorbeigehen konnte, ohne daß ihn Haß überkam.

Da tauchte plötzlich die Nachricht auf, es gehe Georg Drugeth besser.

Nervöse, wilde, unerhörte Leidenschaft tobte in der Seele des Alten. Jetzt vermehrten die mit Stöpsel verbrachten Stunden nur seinen Haß. Abramowicz befürchtete, Georg Drugeth werde genesen und sich wieder aufgelassen, launenhaft, beleidigend vor ihn hinstellen; seine Hände ballten sich zur Faust und seine Augen irrten unruhig zwischen den überheizten Kesseln herum, die mit einer einzigen Explosion die ganze Fabrik in die Luft sprengen könnten, das Kastell, den kaiserlichen Rat und den genesenen jungen Laffen. In seiner Einsamkeit und Verlassenheit dachte er keinen Augenblick daran, wie schrecklich seine Gedanken seien, es erfaßte ihn wildes Gelüste, zu zerstören, eines Menschen wegen die ganze Welt zu verheeren.

Stöpsel schmiegte sich an ihn und ergriff seine Hand. Dem Alten wurde es nun, als hätte er geschlafen, geträumt, er beugte sich über Stöpsel und küßte den Kleinen Budligen unwillkürlich, ohne Gedanken. . . .

Nach etwa zwei Monaten wurde die ganze Umgebung der Fabrik von Kärm und Lachen aufgestört. Vom Firste des Kastells flatterte eine Fahne, was sei ein großer Festtag angebrochen, und in der Brennerei, wo Adam Abramowicz nervös geschäftig tat, erschien plötzlich der Inspektor.

„Abramowicz!“

„Sie wünschen?“

Der Inspektor zog ihn beiseite.

„Die Fabrik muß geschmückt werden. Sie aber ziehen sich einen anständigen schwarzen Anzug an und führen alle Arbeiter zum Bahnhof zum Abendzug, mit dem der junge Herr kommt.“

„Er ist wieder gesund?“ fragte Abramowicz zitternd.

„Ja.“

Der Inspektor entfernte sich und Abramowicz ging betäubt auf den Hof. Er fühlte weder besondere Aufregung noch Haß, auch seine Verheerungspläne schloß, es schien bloß, er sei vom Fabriksdach auf das Steinpflaster gestürzt. Er griff nach dem Schädel und glaubte wirklich, er habe sich bei dem Sturz ein tiefes Loch geschlagen. Er wollte nachdenken und konnte keinen Gedanken fassen. Es fiel ihm nur ein, daß die seit zwei Monaten ununterbrochen eintreffenden Nachrichten eine solche Wendung erwarten ließen und wie töricht es war, hartnäckig zu glauben, eine solche Wendung könne nicht eintreten. . . . nur weil er es nicht wollte. Nun aber wird der Junter zwischen den festlichen Arbeiterreihen gesund einziehen, die Mutter wird ihn auf die Stirne küssen, der Vater ihm die Hand drücken und Georg Drugeth wird wieder aufgeblasen lachend umherlaufen.

Abramowicz lachte plötzlich auf:

„Das muß ein verflühtes Stück Arbeit gewesen sein, Georgs Verstand wiederzufinden!“

Es wurde ihm auf einen Moment leichter, weil er seinen Feind in Gedanken beleidigen konnte. Doch dann durchbrach der wilde Strom seiner Leidenschaft alle Dämme. Er sollte Georg Drugeths feierlichen Einzug mitansehn! Freude heucheln! Sollte denselben schwarzen Augen anziehen, den er zum letzten Male trug, als er sein Weib zum Grabe geleitet! Um den Mörder seines Weibes zu begrüßen, sollte er den Anzug anlegen, in dem er um sie getrauert hatte! Nie!

Zufällig blickte er zum Dache der Fabrik empor und das Blut drängte sich ihm zu Kopfe, als er sah, wie der Stöpsel durch ein Fenster des obersten Stockwerkes hinaustrach, den Blitzableiter entlang aufs Dach kletterte. Er wagte es nicht, ihn anzusprechen. Doch als er sah, wie man durch das Fenster belaubte Zweige hinaufreichte und Stöpsel damit die Fabrik zu schmücken beginnt, schrie er ihm zu:

„Christof!“

Traurig, mit schimmernden Augen blickte Stöpsel auf den Alten hinab.

„Christof, was machst Du?“ rief Abramowicz lauter.

Der verkrüppelte Junge kniete auf dem Dache nieder und faltete die Hände, als bete er. Zwischen einem Haufen belaubter Nester, mit gesenktem Kopf, mit flehend gefalteten Händen, beinahe weinend, aber wortlos, wendete er sich dem schreienden Abramowicz zu, wollte ihn versöhnen, erweichen, bewegen. Durch das Fenster reichte man ihm wieder Zweige empor, doch er beachtete dies nicht, schaute nur auf den glühenden, zitternden Menschen, der die Lippen vergeblich bewegte, weil er vor Wut nicht sprechen konnte. Und der arme, kleine Stöpsel hat ihn nur unter überströmenden Tränen, mit gefalteten Händen:

„Sehen Sie den schwarzen Anzug an . . . auch das geht vorüber . . .“

Adam Abramowicz war nun ganz seiner Leidenschaft verfallen. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: er geht nach Hause und schneidet den schwarzen Anzug in Stücke, dann möge man ihn zwingen, sich in Schwarz zu kleiden.

Aus dem Hasten des Alten sah Christof Weber, daß Abramowicz unerbötigt fortrenne. Er rief ihm noch nach:

„Adam! Adam!“

Adam Abramowicz riß in der Dunkel werdenden Stube den Kasten auf und holte den schwarzen Anzug hervor. Seine blut-

unterlaufenen Augen sahen nicht mehr. Doch alle seine Gefühle, die in Verheerung Befriedigung suchten, fielen über diesen Anzug her und er dachte, er könne die ganze Feier, die ganze Freude und auch den Georg Drugeth mit diesem Anzug in Stücke reißen. Fiebernd lief er im Zimmer auf und ab und begann die Bestimmung zu verlieren. Ringsumher brauste es, wie sprudelndes Wasser, in dem er ertrinken müsse, und er mußte minutenlang nach Luft schnappen. Und plötzlich schienen verständliche Laute durch das fürchterliche Rauschen zu dringen:

„Der Stöpsel . . . der Stöpsel . . .“

Zitternd, keine Bewegung wagend, blieb der Alte im Zimmer stehen. Unter dem Fenster aber jagten schwere Schritte hintereinander her und Schreie, Mufe tönten und plötzlich stürzte eine ganze Schar von Arbeitern zu ihm hinein.

„Der Stöpsel ist vom Fabriksdach gestürzt . . . ist tot . . .“

Der Alte wischte sich den Schweiß von der Stirne, eine kuriose Miße überkam ihn. In diesem Augenblicke schmerzte ihn nicht einmal der Verlust des einzigen Menschen, dem er noch zugetan gewesen. Er dachte nicht einmal daran, dem schwarzen Anzug in Stücke zu reißen. Als die Arbeiter aus dem Zimmer geschlichen waren, setzte er sich an den Tisch. Die hereinbrechende Dunkelheit breitete sich grau über den Hof, vom Kastell her drang das Rollen einer Kutsche, die Georg Drugeth entgegenfuhr. Jetzt begriff Adam Abramowicz, daß eigentlich alle Liebe und aller Haß vergeblich seien. Die Menschen werden geboren und leben und sterben ohne besonderen Grund. Es ist am besten, stets in Trauer zu gehen und sich vom dummen Zufall nicht überraschen zu lassen. Der Geliebte stirbt, der Gehafte lebt auf. Man muß trauern.

Im Hofe verjammelten sich die Arbeiter.

Adam Abramowicz zog den schwarzen Anzug an und ging Georg Drugeth entgegen. . . .

Aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

Das Berliner Aquarium.

Das Süß- und Seewasser-Aquarium.

In dem Aufsatz, der die Neueröffnung des Aquariums im Zoologischen Garten begrüßte, ließ sich nur hier und da mit wenigen Worten andeuten, was für interessante und zum Teil recht seltsame Tiere der Besucher kennen zu lernen und in ihrer oft sonderbaren Lebensweise genau zu beobachten Gelegenheit hat. Wir wollen nun eine Anzahl der interessantesten oder seltensten Tiere aus den drei Abteilungen des Aquariums in ihren charakteristischen Eigenschaften schildern.

Das Gebäude enthält drei Stockwerke und in jedem befindet sich eine andere Sammlung. Das unterste Stockwerk bringt die Sammlung der Wassertiere, das Aquarium im eigentlichen Sinne. Treten wir nun in diese Sammlung ein, so finden wir vor uns von vorn nach hinten laufend zwei lange Gänge, die am Ende des Raumes ineinander übergehen. Der Gang rechts enthält das sogenannte Süßwasser-Aquarium, auf seinen beiden Seiten sind die vielen großen und kleinen Süßwasserbehälter mit den verschiedensten Süßwassertieren verteilt. Der linke Gang hingegen zeigt zu seinen beiden Seiten die Seewasser-Aquarien mit ihren oft recht grotesken Bewohnern, und zwar stehen hier wieder auf der rechten Seite des Ganges die kleinen, auf der linken die großen Seewasserbehälter.

In den kleinen Seewasseraquarien fällt uns durch seine seltsame Gestalt der Einsiedlerkrebs auf. Wir sehen von dem Krebs nur einen kleinen Teil des Kopf-Drüstküßels und mehrere Paar Beine, von denen das vorderste Paar mit kräftigen Scheren versehen ist. Vom Hinterleib und Schwanzende ist nichts zu sehen. Das steckt in einem Gehäuse, das wir bald als Schnecken-schale erkennen. Dieses Gehäuse schleppt der Krebs munter auf dem Grunde herumfischierende Krebs beständig mit sich, und nur höchst selten — und dann bei ganz bestimmter Gelegenheit — verläßt er es. Mit dem hörnchenartig gebogenen Schwanzende und dem hintersten Beinpaar hält er sich im Gehäuse fest. Es ist fast unmöglich, ihn herauszuziehen und man tut schon besser, das Gehäuse zu zerbrechen, wenn man den Krebs einmal frei zu sehen wünscht. Haben wir den ganzen Krebs frei vor uns, so können wir sofort feststellen, daß der Hinterleib weichhäutig ist, also nicht wie der Vorderkörper eine Panzerung trägt. Der Krebs muß also bemüht sein, seinen empfindlichen Hinterteil vor den rauen Angriffen böser Feinde zu schützen, und er erreicht das dadurch, daß er ihn einfach in ein leeres Schnecken-gehäuse steckt. Er wählt seine Wohnung immer so geräumig, daß er sich bei unliebsamen Störungen ganz in sie zurückziehen kann. Einmal muß der Einsiedler aber doch aus seinem Gehäuse, nämlich wenn für ihn die Zeit der Häutung naht. Er ist dann ein hübsches Stück gewachsen und muß sich nach einer größeren Wohnung umsehen. Das geschieht mit auffallender Hast, denn er fühlt sich ohne schützende Schale höchst unbehaglich und beruhigt sich erst wieder, wenn er ein passendes Gehäuse gefunden hat.

Sehen wir uns ein solches von einem Einsiedlerkrebs bewohntes Schnecken-gehäuse näher an, so werden wir in den aller-

meisten Fällen auch noch einen Mitbewohner desselben entdecken, aber nicht in, sondern auf demselben. Das ist eine Aktinie, die gewöhnlich korallenrot gefärbte See-Anemone. Das Tier, das zur Klasse der Pflanzentiere gehört und vom Laien seines Aussehens wegen oft für eine Pflanze gehalten wird, hat sich mit seiner fleischigen Fußscheibe auf dem Hause festgesetzt. Es ist die Freundin des Einsiedlerkrebses, die an all den Freuden und Reizen seines Lebens getreulich Anteil nimmt. Dieses Freundschaftsverhältnis ist für beide Tiere von gleichem Vorteile. Naht sich dem Krebs zum Beispiel ein Feind, so schleudert die Aktinie aus ihren die oben befindliche Mundöffnung kranzförmig umstehenden Füßfüden oder Tentakeln empfindlich brennende kleine Messelkapseln auf den Angreifer, und damit treibt sie ihn meist auch zurück. Die Aktinie schützt also ihren Freund vor allerlei Feinden. Deshalb liebt der Krebs seine Freundin auch sehr; er trennt sich niemals von ihr. Muß er z. B. umziehen, so nimmt er behutsam mit seiner großen rechten Schere die Hausgenossin vom alten Gehäufte herunter und setzt sie fein säuberlich auf das Dach seiner neuen Wohnung, und die sonst sehr empfindliche und leicht reizbare Aktinie läßt sich das ruhig gefallen, als ob sie wüßte, daß sie genau so auf ihren Ritter wie er auf sie angewiesen ist. Die Aktinie kann nämlich, da sie festhält, sich nicht selbst Nahrung suchen. Sie muß nehmen, was sich gerade findet. Mit dem Schneckenhaus wird sie von dem unruhigen Krebs lustig herumtuschelt und dabei erwischt sie natürlich manchen guten Happen. Der Krebs hilft ihr dabei; wenn er gute Beute gemacht hat, so reicht er ihr wohl ab und zu mit der Schere einen Brocken hinauf.

Ganz in der Nähe dieses merkwürdigen Freundespaars steht ein Aquarium mit Seenedeln, einem in der Nordsee lebenden nahen Verwandten des nur selten in der Nordsee, aber häufig im Mitteländischen Meer zu findenden Seepferdchen. Beide Tiere gehören zu den Fischen. Da bei der Seenedel der Kopf nicht so winzig zum Körper gestellt ist, wie beim Seepferdchen, erinnert sie in der Figur gar nicht mehr an ihren nahen Verwandten. Ebenso fehlt ihr der bewegliche Würfelschwanz, mit dem sich das Seepferdchen, das gern in Meeresteilchen mit üppigem Pflanzenwuchs lebt, sich an den Wasserpflanzen festhalte. Die Schwanzpartie der Seenedel ist vielmehr sehr lang und dünn und trägt am Ende eine kleine Flosse, die sich wie ein Fächer an einem langen Stiele ausnimmt. Die Fortbewegung wird lediglich durch Bewegungen der Rückenflosse ausgeübt, ist also recht mühsam. Die Lebensweise der Seenedel ist der des Seepferdchens ähnlich, das Leben und Treiben dieser Seepferdchen ist in dem großen Becken, das das Tierleben im Golf von Neapel darstellt, gut zu beobachten. In diesem großen Aquarium finden wir außer den zierlichen Seepferdchen, die übrigens wie die Chamäleons ihre Augen unabhängig voneinander bewegen und die Farbe wechseln können, noch schön gefärbte Korkschwämme und schlängelnd sich bewegende Schlangensterne, die durch 5 lange und dünne Arme kenntlich sind. Wird der Schlangensterne erschreckt oder Beunruhigt, so wirft er einen oder mehrere oder gar alle Arme ab, so daß nur die runde Mittelscheibe übrig bleibt. Diese merkwürdige Selbstverstümmelung macht ihm aber nichts aus, schon nach wenigen Wochen sind ihm neue Arme gewachsen. Die Schlangensterne sind Verwandte der Seeesterne, von denen wir sowohl in den kleinen wie in den großen Becken eine Anzahl großer und kleiner Individuen vorfinden. Meist sind sie unter Zuhilfenahme der auf der Unterseite ihrer fünf Strahlen in zwei Reihen stehenden Saugfüßchen an den Aquarienbehälter hochgekröhen. Die Fortbewegung geschieht natürlich sehr langsam und vollzieht sich in der Weise, daß das Tier die Saugfüßchen zu langen Fäden ausstreckt, dann irgendwo anheftet, sie dann wieder stark verkürzt und so den Körper nachzieht. Beim Kriechen hält das Tier die Enden seiner Strahlen nach aufwärts, damit es sehen kann, denn auf der Unterseite am Ende der Strahlen liegen merkwürdigerweise die Augen und tastende Fühler.

Eine Anzahl der kleinen Aquarien dieser Abteilung ist besetzt mit allerlei sonderbaren Krebsarten. Da sehen wir z. B. ganz kleine, fast glashelle und durchsichtige Krebschen mit dünnen langen Fühlern, die sich entweder hüpfend im Wasser fortbewegen oder sich am Grunde des Gewässers so eingraben, daß nur noch die Augen und Fühler hervorragen. Das sind die Garneelen, die ein sehr schmackhaftes Fleisch haben und deshalb trotz ihrer Kleinheit mit dazu besonders gebauten Handneken gefangen werden. In den Delikatesshandlungen werden sie fälschlicherweise als Krabben bezeichnet. Krabben sind Krebs, die breiter als lang erscheinen, weil das beim Flußkrebs und den Garneelen so wohlentwidelte Schwanzstück gänzlich verkümmert ist und obendrein noch unter dem Bruststück eingeschlagen getragen wird. Krabben finden wir im Aquarium in verschiedenen Behältern, besonders aber in dem, der Tiere der Helgoländer Küste enthält, so z. B. den Taschenkrebse, der gern mit anderen Tieren Streit anfängt und seine kräftigen Scheren vortrefflich zu gebrauchen weiß. Er braucht bei seiner Händelsucht nicht einmal genau darauf zu achten, daß er etwa einem überlegenen Gegner in den Weg läuft. Passiert ihm das wirklich einmal und wird er von seinem Feinde kräftig an

einem Weine gepackt, so wirft er es einfach ab und verduftet schleunigst, die magere Beute ruhig dem Sieger überlassend. Ihn wächst bei den nächsten Häutungen aus dem übriggebliebenen Stummel allmählich wieder ein neues Bein.

Unter den vielen Krabben, die alle in ihren Bewegungen etwas Drolliges haben, gibt es eine Anzahl Arten, die sich maskieren. Das machen sie in der Weise, daß sie mit der einen Schere eine leere Muschelschale oder Meerespflanze oder dergleichen über ihren Leib halten, wodurch sie vollständig verdeckt werden. Oft suchen sie lange herum, bis sie etwas finden, das ihnen als Deckschirm geeignet erscheint. Das Großartigste in dieser Beziehung leistet eine Verwandte des Taschenkrebse, die langbeinige Meerespinne, die nicht schwimmt, sondern nur langsam auf dem Grunde der Meeresbuchten umherstelt. Andere wieder verstecken sich im Meeresstange oder zwischen anderen Meerespflanzen, wie z. B. die in der Nordsee lebende grüne Krabbe. Von diesen Maskenkrebse ist eine ganze Anzahl, darunter auch die von uns genannten, in den verschiedenen größeren und kleineren Aquarien zu beobachten. Wegen ihrer Maskierung sind sie aber oft nicht so leicht zu finden. M. G. Waegle.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Alttertumsfunde in Thüringen. Es ist noch nicht lange her, daß arbeitende Männer in einer Kiesgrube unweit des Thüringer Dörfchens Hasleben Teile von menschlichen Skeletten und archäologisch wertvolle Spangen entdeckten, die bei Fachmännern die Vermutung wachriefen, es möchten unter jenem Fleckchen Erde noch weitere Kulturschätze und Ueberbleibsel unsrer Altvorderen verborgenen Schlaf halten. Diese Vermutung hat sich in den letzten Tagen auf eine überraschende Art als richtig erwiesen. Nachgrabungen, die man seit dem letzten Dienstag in der Kiesgrube von Hasleben planmäßig unternahm, haben gestern zwei weibliche Skelette und eine unerhofft reiche Menge von allerlei Gerät und Schmuck miteins zutage gefördert. Was die Skelette anbelangt, so ist es bemerkenswert, daß sie bis auf das letzte Glied völlig unverseht erhalten sind, sogar die beiden Zahnreihen sind lückenlos vorhanden. Die Lage der gefundenen Skelette läßt vermuten, daß man vor einer großen Begräbnisstätte steht. Denn einmal sind die beiden Toten nicht etwa parallel nebeneinander gebettet worden, sondern sie liegen, von Norden nach Süden gerichtet, hintereinander; und zum zweiten sind die Skelette in ganz verschiedenen Tiefenschichten gefunden worden: das eine nur etwa 80 Zentimeter, das andere volle drei Meter unter der Erdoberfläche. Es ist daher abzuwarten, ob weitere Nachgrabungen ein Mehreres ans Licht fördern werden.

Einstweilen können die bis jetzt schon gehobenen Schätze als ein bedeutender Zuwachs unseres archäologischen Besitzes betrachtet werden. Hat man doch — die Gesamtzahl der Fundstücke ist noch nicht bekanntgegeben — allein die aus reinem Gold verfertigten Gegenstände unseres Fundes auf über fünfzig gezählt. Dem einen der Skelette nahm man einen schwergoldenen Ring im Gewicht von einem Viertelpfund und eine aus goldenem Zierrat (Körbchen, Eimerchen und ähnlichem) gefügte kunstvolle Schmuckkette ab; außerdem lag diesem Gerippe eine weitere aus Bernsteinperlen gearbeitete Kette auf der Brust. In der Nähe des Schädels fand man weiter zwei zwanzig Zentimeter lange Nadeln, ebenfalls aus reinstem Golde. An anderen kostbarkeiten hob man neben und unter den Skeletten auf: zwei goldene, mit wertvollen Rubinen besetzte Broschen, eine Kapsel mit Goldmünzen in der Größe unserer Zwanzigmarkstücke, die das Bildnis und den Namen des Kaisers Hadrian trugen, weiter schwere gegossene und mit Edelsteinen besetzte Sicherheitsnadeln, mehrere artförmige Ohringe aus dünnem Goldblech, zwei Schmuckkästchen mit silbernen Ecken, große wohl-erhaltene Teller aus Bronze, dreißig Bernsteinperlen in Birnenform, mehrere Fingerringe, darunter einer aus Glas gefertigt, große mit Golddraht umwickelte Hutnadeln, wieder andere Nadeln und Kämmen aus Knochen und anderes mehr. In etwas weiterem Abstände von den Skeletten fanden sich etwa zwanzig Gefäße aus Silber, Bronze und Stein. Eine silberne Schüssel enthielt Gerippe von Vögeln, wahrscheinlich Gänzen und Rebhühnern. In einem Topfe entdeckte man das Skelet eines kleinen Vierfüßlers. Offenbar enthielten alle diese Gefäße, unter denen fünf Gläser und zwei Eimer mit breiten silbernen Reifen sind, Opfergaben für die Vagabunden.

Die wissenschaftliche Wert einschätzung dieser archäologischen Ausbeute der Thüringer Erde muß Fachmännern überlassen bleiben. Allein soviel darf festgestellt werden, daß dieser soeben gemachte Grabfund einer der kostbarsten ist, der auf Thüringens althistorischem Boden je gemacht worden ist.